

Darauf war die Szene gut vorbereitet, und der Sinn eines solchen Polizeieinsatzes war nicht zu erkennen: Sollte die Polizei sie jeden Tag wieder suchen, und was für eine Betreuung sollte unter solchen Bedingungen stattfinden! Die klassischen Regeln waren außer Kraft: Die Jugendlichen kamen nicht zu den Heimen, und eine Betreuung hätte nur so durchgesetzt werden können, daß ihr in der Durchsetzung jegliche Grundlage entzogen worden wäre. Man wußte nun, daß das Leben in der Szene auf Dauer nicht nur durch die große Freiheit gekennzeichnet war. Manches war schwierig,

ödet einen auf Dauer an, die Kumpel standen im Kampf eng zusammen, aber sonst gab es auch viel Streit, materiellen Mangel und wohl auch Perspektivlosigkeit. Dies war für die meisten kein Grund, in Heime zu gehen, auch nicht in die bestehenden Jugendwohngemeinschaften der Heime. Aber es gelang einem kleinen leistungsfähigen Träger, Wohnungen anzumieten, mitten im Schanzenviertel, und ausgebildete Mitarbeiterinnen zu gewinnen, die in der Lage waren, mit den Punks zu kommunizieren, weil ihr eigener Lebensstil einige Berührungspunkte zur Kultur der Punker hatte und weil sie andererseits nicht in deren Kultur aufgingen und so über Strategien verfügten, über die die Jugendlichen nicht verfügten, etwa erfolgreich mit Vermietern zu verhandeln oder mit der Polizei vernünftig zu sprechen, obwohl man sie auch nicht liebte. Eine Reihe von Jugendlichen konnten diese Betreuungsmöglichkeit nutzen, stabilere Lebensverhältnisse für sich gewinnen, Jobs suchen und zumindest eine Zeit lang aushalten, einige konnten sogar Schulabschlüsse nachholen. Das Leben in den Wohnungen war nicht immer einfach - eine Portion Chaos gehört dort zum Leben - etwa die graphische Gestaltung der Zimmer trifft nicht jedermanns Geschmack. Aber es sind für sie lebenswerte Orte entstanden.

Wofür soll das Beispiel stehen? Es soll veranschaulichen, welche Determinanten wir in klassischen Arrangements der Heimerziehung schaffen: Wir schaffen einen Ort und richten ihn nach unseren Vorstellungen ein, wünschen uns von den Jugendlichen einen Lebensstil, der dem

unseren möglichst ähnlich sein soll, in der Sprache, im Habitus, im Umgang mit anderen, in der Bedeutung langfristiger Investitionen in die Ausbildung u. v. m.

Wir haben hierfür auch gute Gründe, weil unsere Strategien in unserer Gesellschaft zur Sanktionsvermeidung und Sicherung sozialer Teilhabechancen wirkungsvoller sind als viele der ihren. Aber wenn sich Jugendliche - aufgrund ihrer Lebenserfahrungen - darauf nicht einlassen können, dann neigen wir manchmal dazu, auf unsere Macht - manchmal auch auf Gewalt, wenn ich an die geschlossene Unterbringung denke - zu setzen. Aber auch das stößt in einer vielschichtigen Gesellschaft an seine Grenzen.

Das Beispiel steht für einen Versuch, aus diesem Denken auszusteigen und durch eine veränderte Sicht, neue Handlungsmöglichkeiten zu gewinnen. Dies ist übrigens weniger eine Frage der Liberalität, sondern zumindest auch eine der Effizienz. Wenn es denn einen dauerhaft wirksamen Einfluß gibt, dann wohl eher so. Dies möchte ich an einem zweiten sehr kurzen Beispiel veranschaulichen.

In der Betreuung von gewalttätigen rechten Jugendlichen stehen nach meiner Erfahrung auch ansonsten gute Mitarbeiterinnen in der Gefahr, in der Kommunikation mit diesen Jugendlichen den antifaschistischen Kampf aufzunehmen. Dies ist nicht deswegen falsch, weil die Einstellungen und Handlungen der Jugendlichen eigentlich unproblematisch wären, das sind sie gewiß nicht, sondern weil es völlig ineffizient ist. Die Kunst besteht darin die Lebensprobleme auch dieser Jugendlichen zu entdecken, ihnen bei deren Bewältigung zu helfen und sie nicht nur wahrzunehmen als rechte Schläger, sondern als einzelne Individuen. So kann es dann eher gelingen, den Druck in ihnen ein wenig zu verringern und die ausagierende Gewalt nach außen zu begrenzen.

Ich denke, die bisher dargestellten Aspekte reichen aus, um zu belegen, daß auch in kleinen Einrichtungen gravierende,